

**Zeitschrift:** Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Bern  
**Band:** 79 (1996)

**Artikel:** Geschichte des Kantons Bern seit 1798. Band 3, Tradition und Aufbruch 1881-1995  
**Autor:** Junker, Beat  
**Kapitel:** 2: Bern und die Ausländer  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1070982>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## II. KAPITEL

---

### BERN UND DIE AUSLÄNDER

#### 1. STUDENTINNEN UND AUSLÄNDER AN DER UNIVERSITÄT

Zum «internationalen Bern», wie es bereits beschrieben worden ist, gehörten in der zweiten Jahrhunderthälfte auch Teile der Studentenschaft der Universität. Zwar stellten die Ausländer nach der Hochschulgründung von 1834 bloss 2–3 Prozent der 150 bis 250 Studierenden, und speziell aus Deutschland blieb der Zustrom geringer als erwartet und geringer als an anderen schweizerischen Hochschulen. Dafür kamen nun etwa von 1865 an vor allem aus Russland viele Studierende, denen ihre Regierung eine akademische Ausbildung fast ganz versagte, besonders wenn sie weiblichen Geschlechtes oder jüdischer Herkunft waren. Sie wandten sich den schweizerischen Universitäten zu, weil diese ihre Tore grosszügiger öffneten als etwa die deutschen, und sie wählten vor allem die medizinische Fakultät, da sie hofften, so später am besten für ihr Volk wirken zu können.

Kurz nach 1900 machten die gut 800 Ausländer einige Jahre lang mehr als die Hälfte der Studentenschaft aus, obwohl diese jetzt auch mehr Schweizer umfasste als früher. Die Russinnen blieben bei ihrer grossen Zahl meist unter sich und fielen wenig auf. Gewöhnlich lebten sie eher ärmlich und studierten mit unheimlichem Fleiss und Wissensdurst. Die Einheimischen brachten ihnen im allgemeinen wenig Sympathie entgegen, wobei Abneigung gegen die Slawen mit antisemitischen und antifeministischen Strömungen zusammenfloss. Männliche Studenten sahen in den Russinnen zudem Konkurrentinnen, die ihnen Plätze in Laboratorien und Kliniken wegnähmen. Daran änderte sich auch nach dem 50-Jahr-Jubiläum der Hochschule wenig, für das der Staatsverwaltungsbericht von 1884 meldete: «Die in Bern studierenden russischen Damen überreichten ein Ehrengeschenk von 500 Franken als Beitrag zur Gründung einer

Universitätsbibliothek.» Allen Anfeindungen zum Trotz hielt aber der freisinnige Unterrichtsdirektor Regierungsrat Albert Gobat seine schützende Hand über die Russinnen. Er sah in den wachsenden Studentenzahlen ein Zeugnis für die Qualität der Hochschule und für ihr Ansehen im Ausland. Zudem entsprach es seiner politischen Überzeugung, dass die Russinnen später im despotisch gelenkten Zarenreich freiheitliche und demokratische Ideen des Westens verbreiten würden<sup>56</sup>.

Seit der Hochschulgründung von 1834 hatten stets einzelne Frauen Vorlesungen besucht, doch taten sie das als blosser Hörerinnen, die keinen akademischen Abschluss erstrebten, so dass sich die Frage ihrer Immatrikulation nicht stellte. Die einzigen Frauen, die länger an der Universität weilten, waren deshalb Frau Löhner, die von 1858 bis 1869 die Stelle des Abwarts zur allgemeinen Zufriedenheit versah, und Frau Lips, die ihr bis 1895 nachfolgte.

Eigentliche Studentinnen tauchten in Bern kurz nach 1870 auf, also später als in Frankreich (1863) oder in Zürich (1867), ungefähr gleichzeitig wie in Genf (1872), aber früher als an den übrigen Universitäten der Schweiz und an denen Deutschlands. Die vor allem betroffenen Fakultäten erhoben keinen Einspruch, und das Reglement über die Zulassung von Studierenden stellte im wesentlichen für Frauen keine anderen Bedingungen als für Männer. Schon 1873 widmete der Rektor der Universität, der deutsche Ökonom und Kathedersozialist Hans von Scheel, seine Rede am Dies academicus dem Thema «Frauenfrage und Frauenstudium». Er begrüßte die Neuerung und stellte für die fernere Zukunft eine weitere Konsequenz in Aussicht: «die Ertheilung des politischen Stimmrechts und des activen wie passiven Wahlrechts, nicht nur der studierten Frauen, sondern Aller, welche eine gleiche geistige Bildung und einen gleichen Arbeitskreis mit den Männern haben».

Um 1875 waren an der Universität Bern 30 Frauen – lauter Ausländerinnen – eingeschrieben, was nicht ganz 10 Prozent der Gesamtstudentenschaft entsprach. Die ersten Schweizerinnen stießen 1877 hinzu. Ihre Zahl blieb meist unter zehn, und sie wählten vor allem die damals noch ungeteilte philosophische Fakultät, namentlich deren sprachlich-historische Abteilung.

1903 machten die beinahe 500 Frauen mehr als einen Drittel der Gesamtstudentenschaft aus, doch sank ihr Anteil, wie auch die Zahl der Studierenden überhaupt, deutlich, als Albert Gobat 1905 die Unterrichtsdirektion vorübergehend abtreten musste und die Zulassungsbedingungen verschärft wurden. Erst recht zogen sich mit dem Ausbruch des Weltkrieges von 1914 Ausländerinnen und Ausländer von der Berner Universität zurück, und auch bei den weiblichen Studierenden überwogen fortan der Zahl nach die Schweizerinnen. Sie hatten sich im Schatten der Russinnen allmählich ihren Platz an der Hochschule gesichert<sup>57</sup>.

## 2. BERN UND DIE DEUTSCHEN

Ausländerprobleme waren keine bernische Besonderheit. Um 1910 lebten im Kanton gut 35 000 Fremde, also 5,4 % der Einwohnerschaft. In der gesamten Schweiz machten sie 14,7 % aus, und nur in Appenzell Innerrhoden, Obwalden und Freiburg lag ihr Anteil tiefer als im Kanton Bern, denn die Ausländer liessen sich eher in Städten und in grenznahen Räumen nieder als in agrarisch geprägten Regionen, zu denen auch Bern zum guten Teil noch gehörte. Zudem blieben ihnen ja viele Staatsstellen verschlossen, was sich in einem Verwaltungszentrum wie Bern auswirkte.

Den weitaus grössten Teil der Ausländer stellten die Deutschen. Im Kanton Bern waren 1910 ihrer rund 12 000, namentlich solche aus dem Süden des Reiches, im Kanton Zürich fast 62 000. Deutsche hatte es in der Schweiz während des ganzen 19. Jahrhunderts gegeben, anfangs vor allem Handwerksgesellen und politische Flüchtlinge. Besonders seit dem Aufkommen der Eisenbahn nahm die Zahl der Einwanderer stark zu, und sie verteilten sich nun auf die verschiedensten Berufe. In der Stadt Bern gehörten sie eher zu den vermöglicheren Schichten. An der Universität und an manchen Mittelschulen gaben sie als Dozenten den Ton an, aber auch im Zeitungswesen, im künstlerischen Bereich und in der Wirtschaft zählten sie oft zu den besonders initiativen und erfolgreichen Persönlichkeiten, etwa die Rheinhessen Georg und Karl Albert Wander

(Vater und Sohn), die als Hersteller von Malzextrakt und «Ovomaltine» ihrer Firma Weltruhm verschafften.

Manche dieser Deutschen waren bereits in der Schweiz aufgewachsen, und auch von den übrigen assimilierten sich viele bald. Trotzdem begegneten ihnen die Einheimischen teilweise mit Misstrauen und Abneigung. Solche Gefühle steigerten sich noch, als mit dem Königreich Italien und dem Deutschen Reich Nationalstaaten und Grossmächte entstanden, welche der Schweiz nun auch von Norden und Süden her zeigten, um wieviel kleiner sie war als ihre Nachbarn. Im Hochgefühl des politischen und wirtschaftlichen Aufstiegs ihrer Heimat trugen Deutsche zuweilen ein Selbstbewusstsein und ein Imponiergehabe zur Schau, das Schweizer absties – oder aber zur Nachahmung verleitete.

Dabei fühlten sich die Deutschschweizer zwar als Bürger eines eigenen, unabhängigen Staates, doch gleichzeitig auch als Glieder der grossen deutschen Sprach- und Kulturgemeinschaft. Zu diesen zwei Seelen in ihrer Brust bekannten sich selbst Schriftkundige gelegentlich in Formulierungen, die Missverständnisse hervorriefen und in der Öffentlichkeit Aufsehen und Ärgernis auslösten.

Das erfuhr der Schaffhauser Ferdinand Vetter, der als Professor für ältere deutsche Literatur an der Berner Hochschule lehrte. Er sprach im Juni 1902 als Vertreter des Berner Historischen Museums und der Berner Universität am Jubiläum zum fünfzigjährigen Bestehen des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg und betonte dabei mit festfrohem Überschwang: «Eine deutsche Provinz in geistiger Beziehung also wollen wir in der deutschen Schweiz sein und bleiben, aber allerdings mit sehr bestimmten Reservatrechten! [...] Wir freuen uns unter Deutschen am Feste dieser deutschen Anstalt, dass wir als deutsche Schweizer zugleich dem Geiste nach Deutsche sind und es zu bleiben hoffen!» Die Presse berichtete über die Rede zum Teil in einer verkürzten Fassung, die noch taktloser klang und namentlich die Romands brüskierte. Aber auch der Senat der Universität rückte von Vetter ab, und Studenten brachten ihm sogar eine Katzenmusik vor seiner Wohnung dar. Dabei griff die städtische Polizei brutal ein und misshandelte bei dieser «Schlacht am Aargauerstalden», wie sie bald hiess, auch Unbeteiligte, darunter

Korrespondenten westschweizerischer Zeitungen, was erst recht Öl ins Feuer goss.

An sich war der Vorfall nicht bedeutend, und Nachspiele mit je einer ausgesprochenen und wieder zurückgenommenen Demission Vetters und des Feuilleton-Redaktors am «Bund», Josef Viktor Widmanns, zeigten, dass auch menschliche Schwächen und Eitelkeiten mitspielten.

Vetter stand gerne im Mittelpunkt öffentlichen Aufsehens, doch wandte sich dieses bald stärker der Polizei und ihren Missgriffen zu. Ein Pangermanist war er nicht, hatte er doch schon 1891 versucht, eine dreisprachige Zeitschrift «Schweizerische Rundschau» herauszugeben. Sie ging aber bald ein, weil ihr gerade in der welschen Schweiz die Abonnenten fehlten. Auch hatte er als einer der ersten die Einführung eines schweizerischen Nationalfeiertages angeregt.

Zudem stand er mit seinen Anschauungen nicht allein. Dreissig Jahre zuvor hatte Gottfried Keller bei einem Bankett ähnliche Worte gesprochen wie Vetter, doch blieb damals die Erregung geringer. Seither waren die Sprachgruppen im In- und Ausland empfindlicher und kampffreudiger zugleich geworden. Deutlicher als 1872 stellte sich zudem für die Schweiz jetzt die Frage, ob sie eine eigene Nationalkultur besitze oder geistig zu Deutschland, Frankreich und Italien gehöre. Darob brach ja dann 1914 in der Schweiz der «Graben» zwischen Deutsch- und Welschschweizern auf. Aufmerksame Beobachter sahen Vorzeichen bereits vor dem Ersten Weltkrieg. So zeigten Vetters Rede und die Reaktion der Berner, dass diese sich zwar zur deutschen Sprachgruppe zählten, aber dennoch an betontem Deutschtum wenig Geschmack fanden<sup>58</sup>.

Seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts war aus Kreisen des Berliner Hofes mehrmals bei der Schweiz angeregt worden, sie möge Kaiser Wilhelm II. zu einem offiziellen Besuch der Eidgenossenschaft einladen, für deren Armee er sich besonders interessierte. Der Anlass kam schliesslich im Herbst 1912 zustande und konnte als eine Art von Ausgleich für die Visite des französischen Staatspräsidenten de Fallière 1910 gelten. Zur Enttäuschung mancher Berner verbrachte der Monarch aber von den fünf Tagen seines Aufenthaltes

in der Schweiz nur einen halben in der Bundesstadt und übernachtete auch nie hier, sondern stets in Zürich.

Ursprünglich hatte man die Akzente etwas anders gesetzt. Wilhelm II. befürchtete zuerst, er könnte in Zürich durch die über 40 000 Deutschen in dieser Stadt allzusehr mit Beschlag belegt werden, und er wünschte auch einen «Ausflug ins Gebirge». So sollte die eben erst fertiggestellte Bahn ihn aufs Jungfraujoch führen und Interlaken ihn für zwei Nächte beherbergen. Wegen einer Erkältung des Kaisers legten aber seine Ärzte im letzten Augenblick gegen diesen Teil des Programms ihr Veto ein, so dass neben dem Besuch der Stadt Zürich und der militärischen Manöver in der Ostschweiz für die Bundesstadt am 6. September 1912 nur eine Begrüssung des Kaisers durch die eidgenössischen Behörden, eine Fahrt durch die geschmückten Strassen, ein Empfang in der deutschen Gesandtschaft am Bierhübeli – in erster Linie für die Vereine der Deutschen in Bern – und ein Diner übrigblieben, bevor der deutsche Kaiser noch am gleichen Abend über Schaffhausen nach Konstanz in seine Heimat zurückfuhr.

Wie es sich gehörte, hielten die Berner zwar trotz dem unfreundlichen Wetter beim Beifall für den Gast und beim Aufwand für Dekorationen Schritt mit den Zürchern. Aber es waren eher die hier niedergelassenen Deutschen, die sich in den Vordergrund drängten, als die angestammten Einwohner «der ehrwürdigen Stadt Bern, die im Angesicht der Bergriesen Jungfrau, Mönch und Eiger ihr stolzes Haupt erhebt», wie sich der Kaiser ausdrückte. Daneben sprach er Gedanken aus, die an jene Ferdinand Vettiers von 1902 gemahnen konnten, doch waren sie weit vorsichtiger formuliert, so dass sie kaum Befremden erregten<sup>59</sup>.

Die Deutschen in der Schweiz suchten in einer Vielzahl von Vereinen den Zusammenhang untereinander und gegenseitige Anregung. Dabei entstanden Gemeinschaftswerke, deren eines im Kanton Bern lag. In Pieterlen, am Jurafluss, hatte der Bieler Patrizier Sigmund Heinrich Wildermett, ehemaliger Rittmeister der preussischen Kavallerie, im 19. Jahrhundert seinen Landsitz zu einem Schlösschen mit mittelalterlichem Aussehen umgebaut. Nun sammelten von 1906 an Deutsche in der Schweiz von Bern aus Geld,



um das Gebäude für ein «Deutsches Altersheim in der Schweiz» zu erwerben. 1912 konnte das Initiativkomitee den Kauf vollziehen, und am 8. Juni 1913 versammelte sich fast die ganze Prominenz der Auslandsdeutschen in der Schweiz zur Einweihung, pflanzte zur Ehre des Kaisers eine Eiche und hisste auf der Turmzinne eine deutsche Fahne. Allerdings wurde Pieterlen für die Deutschen eher ein Prestigeobjekt als ein Werk, das echte soziale Hilfe bot. Neben einem Hausvater beherbergte es anfänglich bloss sieben Insassen, und nach dem Ersten Weltkrieg verlor es ohnehin seine Bedeutung<sup>60</sup>.

### 3. DIE FURCHT VOR EINER GERMANISIERUNG IM JURA

Während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm in ganz Europa der Nationalismus stark zu, ebenso die Empfindlichkeit, aber auch das Sendungsbewusstsein von Sprachgruppen und Kulturgemeinschaften. In der Schweiz und besonders in zweisprachigen Kantonen wie Bern musste das zu Spannungen führen, um so mehr als die Eisenbahn Aus- und Einwanderung auch im Binnenbereich erleichterte und mehrte und damit die Furcht vor einer Überfremdung steigerte. Zum Beispiel trug Bern – ohne Absicht – mit der Erstellung der Lötschbergbahn zur Rettung des Deutschen im Oberwallis bei, das sich vorher stetig zurückziehen musste. Mit dem Bau der Wildstrubel-Variante hätte es sich vielleicht sogar im Mittelwallis halten können. Zudem belegten seit 1860 die eidgenössischen Volkszählungen Zuwachs und Verlust bei der Stärke der Sprachgruppen und lieferten damit Munition für publizistische Fehden zwischen ihnen.

Im Bernbiet blieb die Sprachgrenze im allgemeinen stabil. Die Bieler allerdings hatten ursprünglich weit überwiegend deutsch gesprochen. Ungefähr seit der Jahrhundertmitte strömten dann Uhrenarbeiter, namentlich aus dem Neuenburger und aus dem Berner Jura, herbei, so dass bis 1910 die Einwohnerzahl auf rund 24 000 und der Anteil der Welschen auf fast 35 % anwuchs und die



Stadt in Schule, Verwaltung, Gottesdienst und für das öffentliche Leben überhaupt zweisprachig wurde. Ähnlich verlief die Entwicklung in Biels Nachbargemeinde Madretsch.

Im Berner Jura, welcher ohnehin noch nicht voll mit dem alten Kantonsteil zusammengewachsen war, zeigten sich die Furcht vor einer Germanisierung und der Widerstand dagegen im Süden eher stärker als im Norden, der dafür in Konfessionsfragen empfindlicher war. Die Fronten liefen nicht den Grenzen der politischen Parteien entlang, und oft kämpften freisinnige Jurassier besonders eifrig gegen die Sprach- und Schulpolitik der in ihrer Mehrheit ebenfalls freisinnigen bernischen Kantonsregierung.

Eine gewisse Gewähr bot dem Jura Albert Gobat, der 30 Jahre lang im Regierungsrat sass und meist die Unterrichtsdirektion führte. Dort konnte er sich für die französische Kultur einsetzen, doch tat er es nicht in jedem Fall. Im Grossen Rat sprach er deutsch, damit er besser verstanden werde, und eine Schule französischer Sprache in der Stadt Bern lehnte er ab, obwohl seit 1848 immer mehr Bundesbeamte aus der Westschweiz hier Wohnsitz nahmen.

Im Norden des Berner Juras hatten sich um 1900 da und dort noch Reste des alten Patois erhalten, im Süden war es verschwunden. Die Deutschsprachigen, die im 19. Jahrhundert in den Jura strömten – meist Altberner –, liessen sich vor allem in den industrialisierten Amtsbezirken Courtelary, Moutier und Delsberg nieder. Ihre Zahl genügte, um regelmässige Gottesdienste in deutscher Sprache in Neuenstadt, St-Imier, Corgémont, Moutier, Delsberg und Pruntrut durchzuführen, und in Delsberg erschien von 1901 an halbwohentlich die Zeitung «Berner Jura» in deutscher Sprache. Aber nicht alle Deutschsprachigen zogen sich in den Kreis der Ihren zurück; unten in den Tälern assimilierten sie sich oft rasch, fanden guten Kontakt mit den Einheimischen und machten häufig Karriere in Wirtschaft und Politik der neuen Umgebung<sup>61</sup>.

Wenn nun in der Öffentlichkeit mehr als zuvor über die Sprachenfrage diskutiert und gestritten wurde, hing das auch damit zusammen, dass im Ausland wie in der Eidgenossenschaft Vereinigungen entstanden, die den Kampf für die eigene Sprache und Kultur auf ihre Fahne schrieben. So gründeten zwölf Männer 1904

in Burgdorf den «Deutschschweizerischen Sprachverein». Seine treibende Kraft wurde bald Pfarrer Eduard Blocher, der Grossvater des heutigen Nationalrates. Er besass zwar das Bürgerrecht von Schattenhalb bei Meiringen, wirkte aber vor allem in Zürich. Als prominente Berner gehörten dem Verein neben anderen Otto von Greyerz und Ferdinand Vetter an, und im Gegensatz zur gesamtschweizerischen Gesellschaft förderte die Berner Sektion auch die heimische Mundart.

Der Sprachverein ebenso wie entsprechende Gesellschaften in der Romandie wachten zum Beispiel gestreng darüber, wie Post, Eisenbahngesellschaften und Behörden etwa in Fahrplänen oder auf Anschriften und Stempeln Ortschaften bezeichneten, insbesondere solche nahe der Sprachgrenze oder mit sprachlich gemischter Einwohnerschaft. So stach der Berner Regierungsrat in ein Wespennest, als er 1913 beschloss, die fast rein deutschsprachigen, aber im französischsprachigen Amtsbezirk Moutier gelegenen Gemeinden La Scheulte und Elay auf den topografischen Karten in Schelten und Seehof umbenennen zu lassen. Er suchte dann einen Kompromiss, indem er schliesslich «Schelten (La Scheulte)» und «Seehof (Elay)» zur offiziellen Schreibweise erklärte.

Die höchsten Wellen warfen um die Jahrhundertwende im Jura Schulprobleme, die oft mit der Sprachenfrage und mit der Furcht vor Überfremdung und Gemanisierung zusammenhingen. Seit Jahrhunderten hatten sich im Jura Täufer niedergelassen, die in ihrer alten Heimat ihres Bekenntnisses wegen verfolgt worden waren. Sie suchten die unwirtlichen Höhen auf, und ihre Nachkommen wollten hier in der Abgeschiedenheit ihren Glauben, ihre angestammte bäuerliche Lebensweise, aber auch ihre Sprache und Mundart bewahren. So gründeten sie eine Reihe eigener, privater Schulen, die deutsch geführt wurden. Diese gerieten nun in den Strudel publizistischer Gefechte um Sprach- und Kulturfragen, und im Sommer 1906 fasste die «Société pédagogique jurassienne» an ihrer Generalversammlung in St-Imier eine Resolution, die im provokativen Satz gipfelte: «Dans le Jura bernois romand, les écoles allemandes n'ont pas leur raison d'être.» Der Konservative Fritz Burren, Chefredaktor des «Berner Tagblatts», wehrte sich 1906 im Grossen Rat bei der

Behandlung des Staatsverwaltungsberichtes für die Täufer Schulen, deren Unterdrückung «im alten Kanton nicht gutes Blut machen» würde, doch gelang es Regierungsrat Gobat, die Bedenken zu zerstreuen. Er sah hinter den Sprachkämpfen im Jura pangermanistische Drahtzieher, die ausserhalb des Kantons Bern wohnten.

Solche waren tatsächlich für den nächsten Schulstreit im Jura verantwortlich. Emil Garraux stammte zwar aus einer Familie mit französischem Namen und mit Bürgerrecht im jurassischen Malleray, aber er fühlte sich ganz als Verfechter des Deutschen und liess von seinem Wohnort Basel aus deutschsprachigen Schulen im Jura Gelder zugehen, die zum kleineren Teil von Glaubensgenossen der Täufer, nämlich von Mennonitengemeinden in Deutschland, stammten, zur Hauptsache aber vom «Verein für das Deutschtum im Ausland» im Deutschen Reich. Erst allmählich traten Ablauf und Hintergründe der Aktion zutage, die im Jura Empörung und den Verdacht auslöste, die Behörden des Kantons hätten die Zahlungen bewusst oder mindestens fahrlässig geduldet. Eine Motion von Eduard Choulât zu dieser Angelegenheit wurde von drei Vierteln der jurassischen Deputation im Grossen Rat mit unterzeichnet. In ihrer Antwort gestanden Regierungspräsident Karl Scheurer und Erziehungsdirektor Emil Lohner am 17. März 1914 begangene Fehler ein. Sie wie die Jurassier suchten Verständigung, so dass eine gemeinsame Erklärung fürs erste den Frieden zu retten vermochte: «Le Grand Conseil, prenant acte des déclarations du gouvernement desquelles il ressort que l'autorité exécutive fera ses efforts pour empêcher tous conflits de langues et de races dans le Jura et s'opposera à tous actes des autorités et des fonctionnaires qui porteraient atteinte à la garantie constitutionnelle de la langue française, comptant sur le gouvernement pour prendre s'il y a lieu les mesures nécessaires, passe à l'ordre du jour sur la motion Choulât et consorts.»

Als wenig später der Erste Weltkrieg ausbrach, traten zwar solche Einzelereignisse etwas in den Hintergrund. Im ganzen wuchs aber die Spannung zwischen den Sprachgruppen auch im Jura eher, als der «Graben» zwischen Deutsch- und Welschschweiz aufklaffte. Jedenfalls unterblieben 1915 die ursprünglich geplanten Hundertjahrfeiern für die Zugehörigkeit des Juras zum Kanton Bern<sup>62</sup>.